

Fünfundzwanzig Zigaretten

Von Fritz Rosenfeld

Als Ewald Krüger, erster Charakterdarsteller des Stadttheaters in W., vor der Vorstellung das Theater betrat, übergab ihm der Bühnenportier ein kleines Paket. Krüger öffnete eine Schachtel mit fünfundzwanzig Zigaretten einer guten, teuren Marke und eine weiße Karte, in deren rechtem Winkel ein einziger Buchstabe stand: G. Ewald Krüger betrachtete die Karte und überlegte. Er hatte keine Bekannten, deren Namen mit G begann. Und Frauen? Gerda, Grete, Gertrude — nein. Er zerkrümelte die Karte und schob sie in die Tasche seines Mantels. Vielleicht wollte ein armes Mädel von der Galerie ihm eine Freude machen. Er riß die Schachtel auf, als er vor seinem Spiegel in der Garderobe stand, ein Bündel Holz flammte auf, eine Rauchwolke verhüllte die milchweiße Glas-
kugel über dem Spiegel.

Aus dem Spiegel blickte Ewald Krüger ein müdes, wachschleiches Gesicht entgegen. Die Augen waren ohne Glanz, die Wangen hohl. Du wirst alt, sagte Krüger zu seinem Spiegelbild. Du darfst nicht mehr bis vier Uhr früh in der Bar sitzen. Das Spiegelbild zwinkerte mit dem linken Auge. Du nimmst dir schon seit vielen Jahren vor, das geregelte Leben eines braven Bürgers zu führen, sagte es. Aber immer kommt etwas dazwischen. Einmal hat ein Kollege Geburtstag, dann wird eine Premiere gefeiert — und gestern kam dieser dicke Herr Killinger, der die Bellini jeden Abend in seinem Auto vom Theater abholt, und lud dich ein. Er ist zwar ein widerwärtiger, dummer Kerl, aber mit der Bellini bist du gern beisammen.

Renate Bellini. Wie sie in Wirklichkeit heißt, weiß wohl nicht einmal der Herr Killinger. Sie ist eine schlechte Schauspielerin. Erinnerst du dich noch, wie wir alle gelacht haben, als sie die Julia spielte? Der Direktor wollte ihr die Rolle nicht geben, sie weinte und tobte, schließlich zog wohl der Killinger seine Brief-tasche —. Aber in dem neuen Kriminalstück ist sie ganz gut. Der Direktor schwärmt geradezu von ihr — besonders, wenn Herr Killinger in der Nähe ist und es hören kann . . .

Auf dem Schminktisch lag eine Zeitung. Neben vier Spalten lief in riesengroßen Buchstaben die Meldung eines Mordes. Krüger hatte die Neberjchrift gelesen: Ein Mann hatte seine Geliebte erwürgt, die ihm im Wege stand. Ein fast berechnetes Verbrechen. Der Täter sah bereits hinter Schloß und Riegel. Krüger interessierte sich nicht näher für den Fall. Ein Mörder, der sich so ungeschickt anstellt, daß die Polizei ihn binnen einer Stunde faßt, verdient nur Verachtung, dachte er. Auf dem Zeitungsblatt lag die Zigaretten-schachtel. Ihr Rand hob wie ein feiner, mit dem Lineal gezogener weißer Strich eine Zeile hervor. In dieser Zeile stand ein Wort, das Krügers Augen auf sich zog, als er nach der Schachtel greifen wollte: Stadttheater.

Krüger schob die Schachtel zur Seite, griff nach dem Zeitungsblatt, las. Der Mörder war unmittelbar vor der Tat im Theater gewesen. Hier, in diesem Theater, gestern abends. Beim Verhör hatte er den Polizeibeamten erklärt: In

dem Stück geschieht ein Mord, ein Mann erwürgt eine Frau; er wollte sich ansehen, wie man das macht.

Dummkopf, dachte Krüger. Aber er begann nun den Bericht genau zu lesen, von der ersten Zeile bis zur letzten. Plötzlich fuhr er mit der Hand über die Stirn.

Gestern war ein Mörder im Theater. Gestern haben die Augen eines Mörders, der zu seiner Tat fest entschlossen war, auf ihn geblickt und jede seiner Bewegungen verfolgt. Das war kein Zuschauer, wie die anderen; das war ein Schüler, der seinen Lehrer betrachtet. Der ihn vielleicht im Stillen verachtete: Ach, wie ungeschickt beginnt er es — ich kann es viel besser. Wartel nur, in einer Stunde . . .

Krüger betrachtete seine Hände. Er streckte die Finger, bis sie knackten. Er bewegte sie, als wären sie erfroren, als wollte er feststellen, ob er sie überhaupt noch gebrauchen konnte. Steif waren sie und ungelent. Die Finger eines alten Komödianten, der als Mörder ja doch nur ein Dilettant ist . . . Jeden Abend umfingern sie den Hals der Bellini. Sie spannten sich mit aller Kraft, aber sie durften nicht zupacken — die Bellini fauchte, wenn Krüger sie einmal ein wenig drückte. Ihr widerliches, aufdringliches Parfüm stieg ihm immer in die Nase.

Krüger griff nach den Zigaretten. Plötzlich schoß ein Gedanke durch seinen Kopf. Er nahm die Zeitung. Er suchte den Namen des Mörders. Er stand ganz groß im Untertitel. Er stand ganzigmal im Text: Guthaus.

Krüger holte die Karte aus der Tasche seines Mantels. Das große G. Guthaus. Es kann aber ein Zufall sein, dachte er. Viele Namen beginnen mit G. Es muß nicht der Mörder sein.

Die Augen Ewald Krügers im Spiegel brannten. Tiefe Schatten lagen unter diesen Augen. Müde, dachte er. Nicht geschlafen. Um halb fünf nach Hause. Um zehn Uhr Probe. Müde, müde.

Es ist, als schrillt die Klingel, die Krüger auf die Bühne ruft. Sie hat heute einen anderen, fremden Klang. Langsam steht Krüger auf, geht durch den langen Gang zu der Tür, durch die er auftreten soll. Das Haus ist heute halbleer, hört er den Feuerwehmann sagen. Sie haben wohl Angst, denkt er. Heute würde jeder Zuschauer in seinem Nachbarn den Mörder wittern. Wenn es dunkel wird, springt dich die Bestie an.

Die Bellini spielt heute schlecht. Sie ist zerfahren. Wahrscheinlich hatte sie mit Killinger Streit. Sie gibt falsche Repliken. Der Souffleur wirft ihr böse Blicke zu. Krüger muß acht geben, sie nimmt ihm alle Dialogpunkte weg. Du hast gestern zu viel getrunken, sagt er ihr. Sie lacht.

Aus dem dunklen Haus klingt ein Echo ihres Lachens. Da blickt Krüger in den Zuschauertraum, Weiße Stragen, Ein grünes, klimmerndes Kleid in der ersten Parkettreihe. Wozu spielen wir heute eigentlich, denkt Krüger. Niemand achtet auf das Stück, auf uns. Sie wollen alle nur die Szene sehen, in der ich eine Frau erwürge — die Bellini —

Pause. Krüger sitzt in der Garderobe. Er klingelt. Er bestellt ein Glas Bier. Er sucht die Zigaretten. Sonderbar — die Zigaretten-schachtel liegt nicht mehr auf dem Tisch, auch die Zeitung ist verschwunden. Plötzlich denkt Krüger: Kann ein Mensch morden, wenn er lacht? Ich will sie alle so zum Lachen bringen, daß sie daran vergessen, zu morden . . .

Er steht wieder auf der Bühne. Er soll einen Betrunknen spielen. Einen Menschen, der den Betrunknen mimt, um harmlos zu erscheinen. Das Publikum lacht jeden Abend über diese Szene. Heute spielt er sie breit aus. Er wirft eine Figur um, die auf dem Schreibtisch steht. Die Augen der Bellini funkeln ihn gläsern an. Aus einer Loge klingt ein hohles Lachen. In der Loge sitzt eine dicke Frau, ihr Gesicht ist rot und aufgedunsen, sie hat winzige, stehende Augen. Um ihren Hals windet sich eine dreifache, leuchtende Kette. Die Hände in diesen dicken, häßlichen Hals vergraben, denkt Krüger.

Da wirft ihm der Souffleur den Satz zu, bei dem seine Wange fallen soll. Er weicht, nun folgt das Publikum atemlos jeder Bewegung, die er macht. Nun ist er nicht mehr betrunken. Nun kommt hinter seiner lächelnden Frage das Antlitz des brutalen Mörders zum Vorschein. Die Bellini weicht vor ihm zurück. Er muß sie durchs Zimmer jagen. Bei der Tür packt er sie, schleppt sie zum Sofa, wirft sich über sie, preßt ihr die Kehle zu, sie soll schreien, dann wird sie still — ganz still —

Widerwärtig, aufdringlich ist das Parfüm der Bellini. Ihr Gesicht ist heute faßl. Krüger packt sie bei den Armen. Er schleift sie zum Sofa. Da lacht die dicke Frau in der Loge. Ein schrilles, häßliches Lachen. Es sagt: mir kann das nicht passieren. Ich würde mich wehren. Du würdest dich wehren? denkt Krüger. Nicht die Bellini liegt unter ihm auf dem Sofa, sondern die dicke Frau aus der Loge. Du willst dich wehren? Eisern ist der Griff seiner Finger, sie umklammern den dicken, faltigen Hals, seine Augen funkeln. Laß doch los, zischt die Bellini, du erwürgst mich ja. Da lacht Krüger. Ich erwürge dich. Natürlich erwürge ich dich. Ich will ja nichts anderes, als dich erwürgen. Die Bellini wehrt sich verzweifelt. Sie versucht ihn mit ihrem Knie wegzustößen. Er packt ihre Schultern, ihr Kleid zerreißt. Schon haben seine Hände wieder ihren Hals umklammert. Da schreit die Bellini auf. Ihre Stimme reißt den Schleier von Krügers Augen. Nun hält er wieder die Bellini in der Fange seiner Finger. Killinger wird um dich nicht weinen, denkt er. Ich werde um dich weinen, wenn sie mich zum Galgen führen.

Da packen ihn derbe Hände und reißen ihn zurück. Ein großes, graues, schweres Etwas sinkt nieder, es rauscht wie trüber Regen, alle Augen im Zuschauertraum sind erloschen. Krüger sinkt — tief — tiefer — das jämerverzerrte Gesicht der Bellini verschwindet im Dunkel.

Eine Glocke schrillt. Dreimal. Eine feste Hand lag auf Krügers Schulter. Polizei? Ich komme, sagte er.

„Schnell, Krüger, Ihr Auftritt“, sagte die Stimme. Krüger schlug die Augen auf. Die milchweiße Kugel über dem Spiegel blendete ihn. Im Spiegel sah er den Direktor, der hinter ihm stand. Von dem Spiegelbild des Direktors wanderten Krügers Augen auf den Tisch. Dort lag die Zeitung und auf der Zeitung lag die Zigarettenschachtel.

Der Direktor lachte. „Sie sind heute gut geschminkt, Krüger“, sagte er. „So hab ich mir einen Mörder immer vorgestellt. Uebrigens: Wir sind heute ausverkauft.“ Der Direktor wies auf die Zeitung. „Der Kerl hat uns eine blendende Reklame gemacht. Die ganze Stadt will das Stück sehen, das der Mörder vor der Tat sah. Wir werden es noch wochenlang spielen können.“

Die Bellini kam, sie hatte heute ein neues Kleid, grün und flimmernd. Eine Wolke von eindringlichem Parfüm umgab sie. Sie legte dem Direktor den Arm auf die Schulter und beugte sich zu Krüger.

„Dast du nicht eine Zigarette? Ich habe meine Tabatiere zu Hause.“

Sie wartete Krügers Antwort nicht ab, sie griff in die Schachtel, der Direktor zog sein Feuerzeug heraus.

Mingelzeichen hallten durch das Haus. „Los, Kinder, auf die Bühne“, sagte der Direktor, nahm der Bellini die Zigarette aus der Hand und rauchte sie weiter.

Krüger stand hinter den Kulissen. Der Vorhang ging hoch. Der weite Zuschauerraum lag im Dunkel da. Dreitausend Augen funkelten. Sie verbergen sich im Dunkel, dachte Krüger. Alle sind Mörder. Es hat nur nicht jeder den Mut dazu.

In der ersten Loge rechts sah eine dicke Frau mit rotem, aufgedunsenem Gesicht. Um ihren häßlichen Hals schlangen sich drei Reihen Perlen. Krüger fuhr mit der Hand über die Seiten. Er hatte dieses Gesicht schon einmal gesehen.

Nicht hinschauen, sagte er sich, den ganzen Abend. Die Augen konnte er zwingen. Aber er konnte seine Ohren nicht verstopfen: er hörte das Lachen der Frau. Ich werde morgen wieder hier sein, sagte dieses Lachen.

In der Pause fragte Krüger den Direktor, wer die Dame in der ersten Loge rechts sei.

„Frau Direktor Verklader“, war die Antwort. „Eine alte Abonnettin. Witwe und schwer reich. Sie hat die Loge schon fünfzehn Jahre. Uebrigens, Krüger, ich glaube, sie schwärmt für Sie.“

Als Ewald Krüger an diesem Abend das Theater verließ, schenkte er dem Bühnenprieur eine Schachtel Zigaretten, eine gute, teure Marke. Die Schachtel war angebrochen, enthielt aber noch dreißigzwanzig Stück.

den Bedingungen der modernen Zivilisation. Sie sahen, daß sehr viel getan wird zur Behandlung von Krankheiten und so gut wie nichts zur Bewahrung und Förderung der Gesundheit. Unter Gesundheit versteht die moderne Biologie nicht einfach die Abwesenheit von Krankheit, sondern die volle und freie Entwicklung aller im Individuum vorhandenen körperlichen und geistigen Möglichkeiten. Sehen Sie sich aber daraufhin unsere Mitmenschen an, so werden Sie erkennen, wie verheerend unsere Zivilisation, unser industrielles System die Volksgesundheit verkrüppelt. Die Lebensdauer der erdrückenden Mehrheit aller Menschen, insbesondere aber der arbeitenden Bevölkerung, ist in der einen oder anderen Weise vermindert.

Die beiden Ärzte, von denen ich sprach, haben nun beschlossen, die biologischen Ursachen dieser Verminderung der Lebensdauer und zugleich die Möglichkeiten ihrer Bekämpfung und Vorbeugung zu erforschen. Sie haben zunächst in kleinem Maßstab begonnen, in einem Privathaus hier in Peckham, mit etwa hundert Familien, die vor allem einmal gründlich untersucht wurden. Die Krankheiten, die dabei zum Vorschein kamen, wurden nicht von uns behandelt, sondern die Patienten zum Massenarzt oder ins Spital geschickt. Wir sind nicht dazu da, um Kranke zu heilen, sondern um Menschen gesund zu erhalten. Das tun wir, indem wir sie zu gesunder Lebensführung erziehen, ihnen das Bewußtsein und den Willen zur Gesundheit beibringen. Aber nicht etwa durch gelehrte Vorträge und gute Lehren — wir wissen aus Erfahrung, daß bloß verstandesmäßiges Wissen die Menschen nicht aus eingetriebenen Gewohnheiten reißt. Wir infizieren die Menschen — statt mit Krankheitskeimen mit Gesundheitsriegen. Das geschieht hauptsächlich durch Beispiel: durch das Beispiel vernünftiger, hygienischer Lebensführung. Die Mutter, die im Stum lebt, pflegt und erzieht ihre Kinder nach dem Beispiel, das ihre Umgebung ihr bietet. Hier bei uns sieht sie die Kinder anderer Mütter und überraschend schnell und stark erwacht in ihr das Bedürfnis, es ihnen nachzutun. Unsere Erfahrungen auf diesem Gebiet der „Infektion mit neuen Ideen“ haben alle unsere Erwartungen übertroffen.

Wir konnten bei den Erwachsenen schlechtere Krankheiten in einem viel früheren Stadium entdecken und der Behandlung zuführen, als es sonst geschehen wäre, manche Krankheiten ganz verhüten, manche körperliche Defekte und Leiden durch einfache hygienische Verhaltensmaßregeln beseitigen. Unser Hauptaugenmerk aber müssen wir den Kindern zuwenden, wenn wir die volle Entwicklung aller körperlichen und geistigen Möglichkeiten beobachten wollen. Darum sind die Säuglinge bereits Mitglieder unseres Klubs und unser Interesse erstreckt sich schon auf das Kind im Mutterleib. Ja, wir möchten am liebsten noch früher anfangen und dem noch ungezeugten Kind zu den richtigen Eltern verhelfen. Nicht, als ob wir etwa reglementieren wollten — nichts liegt uns unserer ganzen wissenschaftlichen Einstellung nach, die auf der freien Entfaltung des Individuums beruht, fernher! — aber wir ziehen auch die jungen Paare und solche, die es werden wollen, in unseren Kreis. Die Familie ist für uns unvollständig ohne das „Sweetheart“ — den Freund der Tochter und die Freundin des Sohnes!

**2000 Familien — 1 Mitglied
oder
Böhlertätigkeit ist ungesund.**

„Nach zwei Jahren aber“, fährt der Doktor schmunzelnd fort, „ist uns unser kleines Haus zu eng geworden. Aus vielen Gründen. Wir müssten viele Familien abweisen, die sich

Der Gesundheitsklub von Peckham Ein soziales Experiment in London

In dem unabherrschbaren Häusermeer des südlichen London, in diesen einförmigen Gassen ohne Zahl und Gesicht — Haus an Haus, nicht neu, nicht alt, nicht häßlich, nicht schön, grau in grau —, in dieser ungefügen Steinwüste gibt es eine Oase aus Glas.

Ein Licht und Luft atmender Zweckbau, auf ein grünes Grundstück gesetzt, in zwei Stockwerken breit hingelagert, mit flachem Dach, durch Betonpfeiler und Eisenrahmen klar gegliedert — in seiner Kompromißlosigkeit ein in London seltenes Beispiel streng moderner Architektur.

Aber weit interessanter noch als der Außenanblick dieses Gebäudes ist, was sich in seinem Inneren abspielt. In diesem großen Glaskasten geht ein wissenschaftliches Experiment von eigenartigster sozialer Bedeutung vor sich. Ein Experiment der angewandten Biologie: die optimalen Umweltbedingungen für die Entwicklung und Erhaltung der Gesundheit durchschnittlicher Großstadtmenschen werden erforscht. Den Rahmen dieses biologischen Versuches bildet — wir sind in England! — ein Klub.

Allerdings ein Klub ganz besonderer Art. Nur Familien werden als Mitglieder zugelassen, denn die Familie wird von den Versuchsanstallern als die biologische Grundeinheit der Gattung Homo Sapiens angesehen. Und zwar nur Familien aus einem bestimmten lokalen Umkreis, dem dicht bestellten typischen Arbeiterbezirk Peckham, um normale, unausgesuchte Großstadtbewölkerung als Versuchsmaterial zu haben. Im übrigen wird den Mitgliedern eine einzige Bedingung gestellt: sie müssen sich bei der Aufnahme und weiterhin in regelmäßigen Abständen einmischen — die Erwachsenen einmal im Jahr — von den Ärzten des Klubs untersuchen lassen. Ansonsten sind sie völlig frei, können in ihrem Klub tun und lassen, was sie wollen. Die Ärzte treten in den Hintergrund: wie es sich für experimentelle Forscher ziemt, beobachten sie nur. Sie beobachten, wie

sich die Versuchsanimalen unter den ihnen gegebenen Umweltbedingungen erhalten.

Die Versuchsanimalen fühlen sich augenblicklich recht wohl. Man kann sie von überall alle sehen, denn hohe Glaswände vertreten auch im Innern die Scheidewand. Da ist eine verknüpfte Gesellschaft um den Billardtisch versammelt. Daneben, im gläsernen Turnsaal, üben sich junge Burschen im Bodspringen. Im nächsten Raum gibt es ein bixiges Ring-Pong-Turnier. Im Stock darüber wiegen sich Paare im Tanz, sitzen Männer und Frauen plaudernd und rauchend an Kaffeekränzchen. Den Mittelteil des Hauses nimmt, durch alle Stockwerke hindurch, ein großes Schwimmbad ein. Sieht man von der Bibliothek oben oder von der Cafeteria im ersten Stock auf das blau schimmernde Wasser hinab, in dem sich fröhliche Menschen im Trisot tummeln, dann verfährt man, daß man mitten drin im Süden Londons ist und glaubt, irgendwo im richtigen Süden zu sein in einem bunt belebten Badeort. Leise Musik erfüllt die gläsernen Hallen — drüben, jenseits der Schwimmhalle, drehen sich die Tanzpaare. Es ist ganz unwirklich!

Infektion mit Gesundheit

Nein, es ist sogar sehr wirklich, eine durchaus ernste Sache, und der ärztliche Leiter, mit dem ich in der Cafeteria sitze, ist eifrig bemüht, mich davon zu überzeugen, daß all das keineswegs zur Unterhaltung von ein paar hundert Familien da sei, sondern zu sehr wichtigen wissenschaftlichen Zwecken. Er erzählt mir, wie es geworden ist:

„Wie alles bei uns in England wird — ein Mann hat eine Idee, er gewinnt einen Kreis von Menschen, die er dafür begeistert, findet so das Geld für einen kleinen Anfang und das wächst dann weiter.“

In unserem Falle hier waren es zwei Männer, das heißt ein Mann und eine Frau, beides Ärzte, aber — beachten Sie das, bitte, — nicht praktische Ärzte, sondern Biologen. Sie beobachteten die Großstadtbewölkerung unter

um Aufnahme bewarben; wir konnten den jungen Leuten nicht alle die notwendigen sportlichen Einrichtungen bieten; wir brauchten, um allgemein gültige Beobachtungen zu sammeln und statistisch auszuwerten, ein größeres Beobachtungsmaterial. Vor allem aber wollten wir das ganze Unternehmen aus dem Bereich der Wohlthätigkeit entfernen und auf Beiträgen unserer Mitglieder aufbauen. Wohlthätigkeit ist ungesund. Sie setzt das Verantwortungsgefühl des Individuums herab, das wir vor allem anderen entwickeln müssen, um die Menschen dazu zu bringen, auf ihre und ihrer Familie Gesundheit zu achten. Selbstverantwortung und Selbstbestimmung sind wesentlich für eine harmonische Persönlichkeit. Aber wir müssen die Beiträge doch so ansetzen, daß sie auch den ärmsten Familien erschwinglich sind. Einen Schilling wöchentlich kann auch die Arbeitslosenfamilie aufbringen; denn soviel erspart sie zu Hause an Beheizung und Beleuchtung, wenn sie sich von zwei Uhr mittags bis zehn Uhr abends im Klub aufhält. Bei diesem Mitgliedsbeitrag aber brauchen wir etwa 2000 Familien, um uns aus eigenen Mitteln zu erhalten. Dabei rechnen wir, daß jede Familie im Durchschnitt noch einen weiteren Schilling im Klub ausgibt, in der Cafeteria, für die Verköstigung des Schwimmbades, des Turnsaals, des Billards u. s. f. Für die Kinder und Jugendlichen ist alles das frei; die Erwachsenen haben es hier billiger als irgendwo sonst, deden aber doch durch geringe Gebühren unsere Selbstkosten für diese Einrichtungen.

So also sind wir dazu gekommen, dieses große Haus hier zu bauen, das nunmehr allen unseren Anforderungen entspricht. Vor einem halben Jahr haben wir mit diesem neuen und großzügigen Versuch begonnen, dessen Dauer auf fünf Jahre berechnet ist. Nach Ablauf dieser fünf Jahre hoffen wir, der Öffentlichkeit unsere Ergebnisse und unsere — Forderungen vorlegen zu können!

Das durchsichtige Haus.

Nachmals gehen wir durch das Haus. Im ganzen und in jeder Einzelheit verkörpert es die Idee, der es dient: Gesundheit. Scheint draußen die Sonne, so flutet sie bis in den letzten Winkel des durchsichtigen Gebäudes. Der grüne Rasen vorn, die Baumwipfel hinten sind von überall sichtbar. Die Glaswände stehen bei trockenem Wetter offen, selbst im Winter — in den elektrisch geheizten Räumen fikt man warm und doch wie im Freien. Die Glaswände im Innern dienen dem „Prinzip der Infektion“, von dem früher die Rede war. Der Wüderwurm oben im Lesesaal soll Lust aufs Schwimmen bekommen, wenn er das lustige Treiben im Bad vor Augen hat. Die leidenschaftlichen Billardspieler und die leidenschaftlichen Schachspieler werden angeregt, gelegentlich die Rollen zu tauschen. Das bewahrt vor Einseitigkeit, Engstirnigkeit, Reformfezerei. Kinderlosen Ehepaaren ist der freie Blick in die Kleinwelt des Kindergartens erschlossen. Es gibt keine Heimlichkeit, jeder sieht den anderen, ohne ihn zu stören. Die sozialen Tugenden der Nächstlichkeit und des Verständnisses für den Nebenmenschen werden so entwickelt, der Blick jedes Einzelnen wird im wahren Sinne des Wortes *g e w e i t e t*.

Die Gebäudeplanung ist durchwegs logisch. Von den Spiel- und Sportgelegenheiten im Freien (Laufbahn rund um das Haus, Tennisplätze, dem Rasen für Ballspiele aller Art) führen Glasstüren direkt zum gedeckten Kinder-Spielplatz, zum großen Turnsaal und an Tischen vorbei zum Schwimmbad. Am ersten Stock sind die Räume fröhlicher Geselligkeit (Cafeteria und Turnsaal), im letzten Stock, dem Baum entwickelt, die Bibliothek, Studier- und Musikräume. Hier

Es bleibt nichts verborgen

Volklied aus Kamnag in der Herzegowina.

Zwei küßten sich auf grüner Wiese;
Und es hat's kein Einziger gesehen,
Und es hat's kein Einziger vernommen,
Als die Wiese, wo die zwei sich küßten.
Doch die Wiese, sie erzählt's den Schafen,
Und die weißen Schafe ihrem Hirten,
Und der Hirte auf dem Weg dem Wand'rer
Und der Wand'rer auf dem Meer dem
Seeemann,
Und der Seeemann auf dem Schiff dem
Paffen,
Und der Paff der Mutter von dem Mädchen.
Zornig fluchte da das schöne Mädchen:
„Fui doch, Wiese, mögst du nie mehr
grünen,
Weiße Schafe, mag der Wolf euch fressen!
Hirt, die Räuber mögen dich verschleppen!
Mut'ger Wand'rer, finde nicht nach Hause!
Und den Seeeman soll das Meer verschlingen;
Aber in den Paffen schlag die Pest ein,
Töte ihn und alle seinesgleichen!“

(Aus dem Serbo-Kroatischen
übersezt von Gertrud Martin.)

ist auch das Allerheiligste: die ärztlichen Untersuchungsräume und Laboratorien; sie allein sind völlig isoliert, durch „richtige“ Wände den Blicken entzogen.

Neues Leben.

Wenn sich um zwei Uhr nachmittags das Eingangstor öffnet, kommen zuerst die Mütter mit ihren Kindern. Die Säuglinge im Kinderwagen haben ihren wohltemperierten „Klubraum“, unter Aufsicht einer Kinderpflegerin, zu ebener Erde. Daneben ist der Kindergarten für die älteren Geschwister, mit eigenem Kinderschwimmbad, in dem schon die Achizehn-Monat-Babies schwimmen lernen! Die Schulkinder können oben im Studierzimmer in heiliger Ruhe ihre Aufgaben machen oder im Garten, auf dem flachen Dach oder dem gedeckten Spielplatz umhertollen. Die Mütter aber haben ihre Näharbeiten mitgebracht, sie sitzen nun in behaglichen Stühlen beisammen, helfen und beraten einander bei der Arbeit, tauschen Erfahrungen aus und lassen dabei das Radio oder das Grammophon spielen. Ist mit ihnen selber oder mit ihren Kindern etwas nicht in Ordnung, so klopfen sie einfach bei ihrer aller Hausarzt im letzten Stock an und bekommen sachmännischen Rat. Aber auch in allen anderen Problemen ihres sorgreichen Lebens sucht man ihnen im Klub zu helfen, ob es sich um darum handelt, die richtige Schule für den Kleineren oder den geeigneten Beruf für den Großen zu wählen, ob die Familie ein Siedlungshaus erwerben oder Geld für irgendeine Spezialbehandlung auf-treiben will. Zu diesem Zweck ist ein „soziales Sekretariat“, bestehend aus erfahrenen Rürsorggerinnen, dem Klub angegliedert. Denn die richtige Schule, der richtige Beruf, die richtige Verwendung des Einkommens — all das sind wesentliche Voraussetzungen der Gesundheit.

Gegen Abend dann kommen die in Arbeit stehenden Familienmitglieder in den Klub. Die Dinsche erbt oder das Schwimmbad, dann ein billiges, einfaches Essen in der Cafeteria und dann ein langer Abend vielfältigster Muße nach Vorliebe oder Laune. Bridge oder Schach? Eine Tischtennispartie oder ein gutes Buch? Regeln oder Tanzen? Oder einfach ein Plauderabend mit Freunden und Bekannten?

Ganz von selber sind auf dem freundbaren Boden dieses Klubs allerhand Gruppen gewach-

sen, Freiheitsgebilde voll kul-turellen Gehalts: Studiengemeinschaften auf verschiedenen Gebieten, Diskussionsklubs, Wander- und Radfahrergruppen, die an Sonntagen gemeinsame Ausflüge veranstalten, eine Theatergilde, die im Klub — der Turnsaal hat eine kleine Bühne eingebaut und bildet einen vortrefflichen Zuschauerraum — Vorstellungen gibt, eine Photogruppe u. a. m. Ein Blick auf das schwarze Brett zeugt von der Fülle der Tätigkeiten. Da ist ein Lebensrettungskurs ange-kündigt, ein wissenschaftlicher Vortrag, ein Konzert, die nächsten Sonntagsausflüge und die folgende Debatte:

„Macht die moderne Zivilisation die Menschen glücklicher?“ Mr. A. und Mrs. B. sagen ja. Mrs. M. und Mr. N. sagen nein. kommt alle selber und sagt, was Ihr darüber denkt.“

Die Mitglieder des Klubs von Redham dürften da freilich nicht ganz unparteiisch sein. Es steht zu vermuten, daß sie dem Mr. A. und der Mrs. B. recht geben werden. Denn was immer der Besuch in den fünf Jahren seiner Dauer an wissenschaftlichen Ergebnissen zeitigen mag, daß er die Menschen, auf die er sich erstreckt, glücklicher macht als sie vormem waren, das darf wohl bereits heute als gesicherte Erkenntnis gebucht werden. Gewiß, auch die jün-vollsten Bemühungen der Wissenschaft vermögen die in der kapitalistischen Ordnung der Wirtschaft begründeten Verheerungen der Volks-gesundheit nicht aufzuheben. Dennoch hat ein soziales Experiment wie dieses seine Bedeutung, zumindest die Bedeutung einer Dase in der kapitalistischen Wüste. **Gugh Jones, London.**

Spanische Geschichten

Die falschen Pässe

Im August 1934 sind vier im Gefängnis zu Barcelona inhaftierte Sträflinge sozusagen noch einmal verhaftet und in Untersuchungs-zustand gesetzt worden. Sie hatten — im Gefängnis! — falsche Pässe hergestellt und an die zur Entlassung kommenden Mitgefänglinge verkauft. Als die Sache aufkam, waren schon ein paar Leuten mit solchen Papieren munter unterwegs, zum Teil schon im Ausland.

Die Schreibe

Dieses Geschichtchen ist zwar wahr, aber nicht ganz fein.

Es gibt in Barcelona einen Dr. R., der hat's mit der deutschen Sprache. Er ist ein Verfechter gegen alle Fremdwörter. Statt „Zigarette“ sagt er „eine Branne“, statt „Zigarette“ „eine Lüttje“, ein norddeutsches Dialektwort, obgleich der Dr. R. ein wackelnder Schwabe ist. „Es interessiert mich nicht“ heißt: „es sagt mir nichts“ usw.

Eines Tages hielt er im Deutschen Klub eine Rede gegen Fremdwörter und vernichtete unter anderem das Fremdwort „das Büro“. Bei ihm, sagte er, sagte er, heiße das: „die Schreibe“.

Voranf sich Dr. R. zum Wort meldete und kundtat, diese Verdenschung finde seine volle Sympathie, und er wolke gleich auch einen Beitrag liefern. Er schlage vor, statt des verwerflichen Fremdworts „das Klotz!“ künftig zu sagen: „die . . .“ Hier gab er geläufig ein zwar volkstümliches, aber sehr herbes Wort von sich, das mit dem von R. empfohlenen „Schreibe“ weitgehenden Lautgleichklang hat.

Dr. R. verzichtete für alle Ewigkeit darauf, den Kampf gegen die Fremdwörter in Gegenwart des Herrn R. zu führen.

Max Parib.

Eintrittsverbot für Jugendliche

Von Walter Jelen

Herr Smith betrat in Begleitung einer jungen Dame den Alhambra-Tonfilmpalast. Er ging zur Kasse und löste zwei Karten. Dann wollte er den Kinosaal betreten. Aber da tauchte ein Billeteur auf. Er musterte den Herrn. Er musterte die Dame. Von oben bis unten. Von unten bis oben. Dann gab er die Karten zurück, ohne die Kupons abgetrennt zu haben.

„Das Fräulein“, sagte er, „kann ich nicht hereinlassen. Wir haben heute Eintrittsverbot für Jugendliche. In der „Berrufenen Gasse“ haben nur Damen und Herren über achtzehn Jahre Zutritt.“

Er wendete sich nun zu Smith: „Der Herr kann natürlich herein.“

Die junge Dame lachte. „Ich bin schon vierundzwanzig Jahre alt“, sagte sie.

Der Billeteur lächelte, der Billeteur lachte. „Na... na...“, sagte er und drohte schalkhaft mit dem Finger, „mich überlisten Sie nicht, Fräuleinchen. Es tut mir ja leid“, fügte er bedauernd hinzu, „aber ich darf keine Ausnahmen machen — die Gesetze sind sehr streng. Vielleicht kommen Sie morgen — in die Jugendvorstellung — wir spielen einen sehr hübschen Film...“

Herr Smith und das Fräulein verließen das Kino. Als sie draußen waren, lachte sie hell auf.

„Glaubst du“, sagte sie zu ihrem Gatten — denn dies war Herr Smith — „daß der Billeteur keinen Spaß gemacht hat? Der Mann hielt mich für jünger als achtzehn Jahre...“

„Spaß?“, brummte Smith ärgerlich, „wo das Kino dadurch achtzig Cent's verliert... na wart' nur, du Kleines... Er hielt dich für jünger als achtzehn Jahre... — du kleines Kindchen du...“

Frau Smith war überglücklich. Ihre Freude war grenzenlos... Man hatte sie für jünger als achtzehn Jahre gehalten, sie, die doch schon einunddreißig war...
* * *

„Sehr geehrter Herr! Wenn Sie Ihrer Gattin eine große Freude bereiten wollen, kommen Sie zu uns. Sie brauchen bloß beiliegende Marke an der Kasse abzugeben und einen Dolbar zu bezahlen, dann wird Ihre Frau Gemahlin eine hübsche, seltene Überraschung erleben. Bei Damen über vierzig Jahre erhöht sich der Preis um hundert Prozent.“

Mit verbindlicher Empfehlung:
Die Alhambra-Direktion.“

Alte Anekdoten

Das Eße.

Welche Auszeichnung ist schon manchem Speichellecker geworden? — Orden!

Worüber hat schon mancher seine Ehre vergessen? — Essen!

Was sind die Ordnungsfleute zwischen Memel und Babel? — Efel!

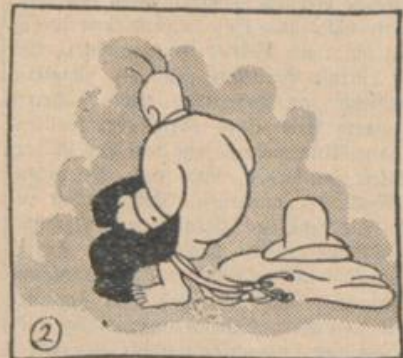
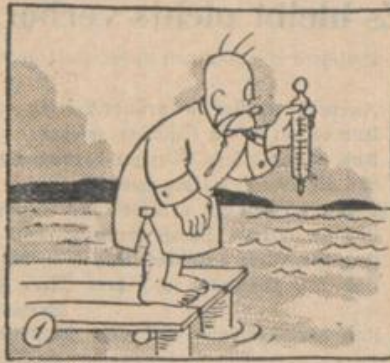
Was tun die Vornehmen? — Nehmen!
(„Konversationslexikon des Witzes und Geistes“, Hamburger Anekdoten-Sammlung, 1850).

Aufsichtsratsführung. Der Herr Direktor führte aus:

„An Remunerationen bei Abnahme großer Bestellungen sind vorausgibt 200.000 M...“

Ein Mitglied des Aufsichtsrates fiel ein: „Sagen wir lieber: an Schmieröl sind vorausgibt — es klingt unversänglicher!“

(„Wahrer Jakob“, 1913).



Copyright P. L. B. Sax & Copenhagen



Adamson nimmt ein Bad

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modian bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 280.

Von Josef Hyna, Hostomitz a./B.

(Int. Problem-Turnier 1935 des „Atus“ CSR.)

1. Preis.

Schwarz: Kd4, Tb3, La6, Sf1, f6, Ba7, d7, f3, f6.
(9)



Weiß: Kh1, De1, Tb5, Ld3, f4, Se7, Bb2, e2, g2.
(9)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 277: De8-a6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Sturm Heinrich, Erlau; Schöffel Anton, Schöbritz; Burkert Franz, Schönau b. Neutitschein; Schindler Robert, Hölzfeld Otto, Chmiak Teo, Habl Erwin, König Anton, Lohmüller Hans, Freundl Anton, sämtlich Nestersitz; Lepsch Franz, Kaplitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Proch Anton, Predlitz; Müller Karl, Krochwitz; Trepesch Waldemar u. Eittner Richard, Kleinaugst; Demel Rudolf, Schirmdorf; Tepper Franz, Karlsbad; Hanisch Anton, Kunnersdorf b. Zwickau; Koukal Eduard, Trupschitz; Hyna Josef, Hostomitz; Ulbert Erich, Klutschkau; Gantner Josef u. Schamfuß Erwin, Eulau; Schlosser Emil u. Kisch Fritz, Graupen; Dressler Robert, Vlasim (Sanatorium); Richter Karl, Politz a./E.; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwit-

kau; Kraus Gerhard, Turn; Dinnebler Emil, Tetschen. Nachtrag zu Nr. 276: Richter Karl, Politz a./E.

Kreismeisterschaft.

Die erste Runde der diesjährigen Schachmeisterschaft brachte einige sehr gute Leistungen an den einzelnen Brettern. Etwas hoch fiel der Sieg der Warnsdorfer gegen die sonst zäh kämpfenden Kleischer Genossen aus. Das Unentschieden zwischen Sobrusan—Wisterschan dürfte ungefähr der Spielstärke entsprechen, obzwar gesagt werden muß, daß diesmal Sobrusan mit Not einer Niederlage entging. Vom Spiel Krochwitz gegen Seidnitz liegt zur Stunde noch kein Bericht vor.

Sobrusan	Wisterschan
Brett 1 Hyna Fr.	0 : 1 Scharoch W.
.. 2 Webersinke	1 : 0 Frisch
.. 3 Marzin	1 : 0 Kraus
.. 4 Pichl	0 : 1 Robek
.. 5 Wiedemann	0 : 1 Schramm
.. 6 Hofmann A.	0 : 1 Röckl
.. 7 Stehno	1 : 0 Novotný
.. 8 Hyna Jos.	1 : 0 Walter

Ergebnis: 4 : 4 unentschieden.

Als Kampfrichter amtierte Gen. Denk, Zuckmantel.

Warnsdorf Kleische

Brett 1 Pilz Ant.	1 : 0 Aron
.. 2 Skrbek	1 : 0 Guth
.. 3 Hausner	1 : 0 Repka
.. 4 Pilz Rud.	0 : 1 Dubitzky Jos.
.. 5 Dittlich	1 : 0 Wendler
.. 6 Riedel	1 : 0 Dubitzky Herb.
.. 7 Feicht	0 : 1 Schulz
.. 8 Reinisch	1 : 0 Hübler

Ergebnis: 6 : 2 für Warnsdorf.

Kampfrichter war Gen. Habl aus Nestersitz.

Schachgenossen, Achtung!

Wir machen nochmals aufmerksam, daß die in Nr. 17 „Bunte-Welt“ angeführte Vortragsordnung des Gen. Schöpka endgültig bestehen bleibt. Die im Schachmittlungsblatt enthaltene Einteilung wurde umgeändert. Also nochmals die Termine:

Am 13. Mai (Mittwoch) in Bodenbach; am 14. Mai (Donnerstag) in Tetschen; am 15. Mai (Freitag) in Warnsdorf; am 16. Mai (Samstag) in Rumburg; am 18. Mai (Montag) in Nestersitz; 19. Mai (Dienstag) in Schönfeld; 20. Mai (Mittwoch) in Teplitz; 21. Mai (Donnerstag) in Zuckmantel; am 22. Mai (Freitag) in Sobrusan.